

Jochen Kölsch: „Und hinter tausend Bildern keine Welt“ – Dialektik und Paradoxie der Medien. Vom Aufstieg des Bildes und dem Zerfall des Wortes

München: kopaed 2005 (Medienkritische Schriften, Bd. 3), 40 S., ISBN 3-938028-59-9, € 7,-

Jochen Kölsch veröffentlicht mit diesem schmalen Bändchen seine Antrittsvorlesung als Honorarprofessor an der Universität Regensburg aus dem Jahre 2003. In der Tat findet man darin viele Ingredienzien der Textsorte ‚Antrittsvorlesung‘ vor. Ein allseits bekanntes Poem. Rilkes „Der Panther. Im Jardin des Plantes, Paris“, dient als Aufhänger und Stichwortgeber und strukturiert weite Teile des Vortrags. Entstehungs- und Veröffentlichungszeitpunkt dieses Dinggedichts sowie Hofmannsthals „Chandos-Brief“ rund 100 Jahre vor dem Vortrag geben den Anstoß. Gedanken über Parallelen in den medientechnischen Veränderungen

und der ‚Sprachkrise‘ zwischen damals und heute anzustellen. Mit der medialen Inszenierung des Golfkriegs aus dem Jahre 2003 spricht Kölsch ein aktuelles Ereignis an, das die Brisanz seines Vortragsthemas unterstreicht.

Mustergültig, wie die Genrelemente darin verwirklicht sein mögen, ist der Text auch ein Beispiel dafür, was passiert, wenn ein Redemanuskript ohne ausreichend sorgfältige Durchsicht in den Druck gegeben wird. Jedenfalls ließen sich so die vielen formalen und inhaltlichen Dissonanzen erklären. Die ständige Verwendung verbloser Sätze, ein Charakteristikum gesprochener Sprache, mag als stilistische Eigenheit des Autors noch akzeptabel erscheinen. Störender sind Anakoluthe, Mehrfachnennungen einzelner Satzelemente (z.B. S.14) und andere syntaktische Holprigkeiten, für die der Untertitel ein prominentes Beispiel abgibt. Oder soll die Semantik „Vom [...] dem Zerfall des Wortes“ durch die grammatische Konstruktion auf der Kompositionsebene bestätigt werden? Der Exkurs über die Durchführung „projektbezogener Veranstaltungen“ an der Universität samt dem Lob ihrer Drittmittelrelevanz hat sicher seine Berechtigung, wenn man sich und seine Ziele im Kollegenkreis vorstellt, in einer wissenschaftlichen Abhandlung wirkt er seltsam fehl am Platz. (Vgl. S.12)

Kölschs Text beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit der Visualkultur und dem *iconic turn*. Die „Bestandsaufnahme einer kulturellen Umbruchssituation zwischen Bild und Wort im Licht von Literatur, Philosophie und Medienwissenschaft“ (S.8) erfolgt anhand von fünf eng miteinander verbundenen Thesen. Der ersten These zufolge verstellt die moderne Bilderflut eher den Blick auf die Realität, anstatt ihre Wahrnehmung zu erleichtern. Unter Rückgriff auf Marshall McLuhan wird erklärt, dass die Bilderwelt der Medien eine Eigenrealität entwickle, die sogar dominant werden könne. Durch das Aufkommen der auf Bildlichkeit basierenden Realitätserfassung verliere nun das Wort, so die zweite These, seine Stellung als Leitmedium. Die dritte und vielleicht zentrale These, nach der wir uns heute im Zeitalter der medialen Konstruiertheit von Realität befinden, lässt mehrere Facetten erkennen: Die Imitation massenhaft vorgegebener Bilder in der außermedialen Realität illustriert der Verfasser durch Bushs Auftreten auf dem Flugzeugträger „USS Abraham Lincoln“ nach dem Irak-Krieg, das sich an filmischen Vorlagen orientiert habe. Die von Paul Wolfowitz vorgetragene Begründung für diesen Krieg sei eine Art Fabrikation von Realität in den Medien. Jürgen Möllemann dient als Beispiel für einen Menschen, dessen Leben als Medienereignis verlief. Und schließlich wird ein Reisebericht Martin Walsers erwähnt, in dem dieser preisgibt, seine Wahrnehmung von Wasserfällen sei durch die Darstellung der Niagarafälle in einem Film mit Marilyn Monroe geprägt. Kölschs vierte These, der Mensch kehre mit den technisch kommunizierten Bildern aus der Welt des Logos zurück in die Welt der Mythen, wird nicht verständlich ausgeführt. Stattdessen erfährt man unter diesem Punkt vor allem bereits Erwähntes. Ähnlich verhält es sich auch mit der fünften These. „Der Medien-Diskurs der Postmoderne verliert sich in der Violdimensionalität“ (S.33), unter der McLuhans schon zuvor zitiertes

Verdikt vom Ende der Gutenberg-Galaxis ebenso wiederholt wird wie dessen Schlagworte vom *global village* und vom Medium als Nachricht. Und sogar der Verweis auf die Hollywood-Produktion *Matrix* (1999), die schon zur Untermauerung der dritten These bemüht wurde, taucht hier wieder auf.

Leider wird Kölschs Schrift der durch Titel und Einleitung geweckten Erwartung, eine knappe historisch fundierte Einführung in die Thematik des *iconic turn* zu geben, nur unzureichend gerecht. Dies liegt nicht unwesentlich an der mangelnden sprachlichen Präzision, vor allem in der Terminologie. Obwohl durchaus eine gewisse Sensibilität für die Problematik des Medienbegriffs erkennbar wird (vgl. S.32), wirkt Kölschs schwankender Gebrauch des Ausdrucks Medien irritierend: Mal schließt Medien die Sprache ein, mal werden Medien und Sprache in Opposition gesetzt. Ferner wünschte man sich eine reflektiertere Behandlung einzelner Punkte. Warum akzeptiert der Autor die Topoi vom Zerfall des Wortes und vom Bedeutungsverlust der Sprache um 1900 als Beschreibung von Wirklichkeit, wobei er doch mit Rilkes „Panther“ immer wieder auf ein äußerst bedeutungsschweres Gedicht verweist? Unter der Überschrift „Aufstieg des Bildes und Zerfall des Wortes“ wird dann auch noch die Erfindung des Phonographen, der Telegrafie und des Radios angeführt (vgl. S.15), ohne dass dieser Widerspruch thematisiert werden würde. Kann der Verzicht auf Fußnoten und eine Bibliografie bei so bekannten Wissenschaftlern wie Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Walter Benjamin, Marshall McLuhan, Neil Postman oder William J.T. Mitchell, auf die der Text durchaus rekurriert, noch als verzeihlich oder vielleicht sogar mutig gelten, ist das Fehlen von Quellen für empirische Daten ärgerlich. So muss der Leser glauben, dass sich die Zuschauer der *Tagesschau* „Untersuchungen“ (S.19) zufolge gerade mal drei bis acht von 100 Informationen merken können. Oder er glaubt es eben nicht.

Pascal Fischer (Würzburg)